

Andreas Pietsch

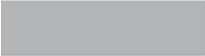
Septembersonntag



Roman

Andreas Pietsch

Septembersonntag

 Roman

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2021, Andreas Pietsch · tangentetext.de

Lektorat: Marion Voigt · folio-lektorat.de

Coverdesign: Gisela Hoffmann · hoffmann-gisela.com

Satz & Layout / e-Book: BÜCHERMACHEREI · buechermacherei.de

Fotos: © Andreas Pietsch

Titelfoto: Ausschnitt aus: „Leibesübungen für Jung und Alt“, Bildreihe des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, ca. 1920, © LWL-Medienzentrum für Westfalen

Autorenfoto: Christine Blei Photography · christineblei.de

Das auf der Rückseite abgebildete Katzensgold stammt von der Zeche Graf Schwerin (Castrop-Rauxel). Der Bergmann Hubert Pietsch, Vaters des Autors, brachte den Stein 1968 seinen Kindern von unter Tage mit.

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

978-3-754-37276-0 (Paperback)

978-3-755-76218-8 (E-Book)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

[Das Elend](#)

[Die Gruppe](#)

[Die Katastrophe](#)

[Das Wiedersehen](#)

[Der wahre Kern](#)

Namensverzeichnis

Castroper Kinder

- Heinrich Waimann / Katze (13 Jahre)
Eltern: Elfriede und Richard
- Rudolf Villis (8)
Alfred Villis (11)
Eltern: Klara und Wilhelm
- Stephan Walkowiak (10)
Mutter: Gertrud
- Josef Walter (10)
Mutter: Franziska
- Leo Talarczyk (11)
- Karl Mathis (14)
- Hans Götte (7)
- Willy Götte (8)
- Hermann Laumann (6)

Castroper Schule

- Agnes Exner (Lehrerin, 27)
- Dr. Mannsherr (Rektor, 60)

Posen

- Rozalia (Köchin, 24)
- Witek (ihr Vater, „fast 50“)
- Lothar Eichblatt / Łotr / Schuft (seit 1903 Gutsbesitzer)
- Małgośka (Bedienstete)
- Anna Płoszka (Lehrerin)
- Grzegorz (Kind aus Bierschlin/Wreschen)
- Hinz (Polizist)

*Frei nach einer wahren Begebenheit.
Im Kern entspricht der Ausgang auf dem Gutshof dem
historischen Geschehen.
Trotzdem: Das meiste ist erfunden.*

Das Elend

März und April 1918

„Bäh, Steckrüben!“ – Der ritualisierte Ausruf gehörte für die beiden Jungen an den Beginn eines Mittagessens wie das Amen ans Ende des Tischgebetes. In diesen kargen Zeiten war der Speiseplan genauso eintönig wie die Gespräche. Steckrüben, Hunger, Krieg, Steckrüben, Hunger, Krieg. Die herb-süßen Ackerfrüchte gab es zum Frühstück als Suppe, mittags als Schnitzelersatz und am Abend als Kuchen. Da freute man sich geradezu auf Steckrüben-Marmelade am Sonntag.

„Wenn es euch nicht passt, dann fressst was aus dem Kohlenschuppen“, brachte Vater Wilhelm die Jungen zur Räson. Manchmal suchte sich seine resignierende Wut ein falsches Ventil. Dann brauchte er gar nicht erst in Klaras mütterliche Augen zu blicken, um sich die Rüge für seine Grobheit abzuholen. Die Scham über die unbeherrschte Äußerung stellte sich von selbst ein. Schließlich fühlte Wilhelm wie seine Söhne. Es kam kaum was zu essen auf den Tisch und das Wenige schmeckte fad. Seit mehr als einem Jahr blockierten die Engländer die Nahrungslieferungen. Die heimische Kartoffelernte war schlecht ausgefallen. Was da war, ging an die Front oder blieb bei den Bauern.

In den Chroniken hieß es später: Das Ruhrgebiet hungerte. Dortmund hungerte. Bochum hungerte. Recklinghausen hungerte. Und das kleine Castrop dazwischen hungerte auch. Vor dem Krieg hatte die Herzlichkeit der Revierleute einen hellen Kontrast gebildet zu den vom Kohlestaub geschwärzten Häusern. Mehr und mehr übertünchte nun ein tristes Grau die Gemüter. Man musste die Menschen genau ansehen, um noch ein paar Nuancen in den Schatten der Gesichter zu unterscheiden: ein zuversichtliches Grau, ein trotziges

Grau, ein verzweifelteres Grau, ein totes Grau. Und stets der Hunger!

Nicht einmal der Krieg wurde satt. Er langte im März 1918 noch immer kräftig zu, verschlang Menschen und Hoffnung. Historiker bezeichnen das 1914 begonnene Desaster als den Ersten Weltkrieg. Schon dieser erste verlangte den Menschen das Letzte ab.

Wilhelm Villis war stolz auf seine Söhne Rudi und Alfred und darauf, dass sie dieses triste Leben mit kindlicher Unbekümmertheit bewältigten. Alfred war elf, Rudi acht Jahre alt. „Noch zu grün für die Schufterei im Pütt“, sagte Wilhelm, wenn ihm wieder einmal bewusst wurde, dass dem Ruhrgebiet die Arbeitskräfte ausgingen. Vor allem aber war er darüber froh, dass Alfred und Rudi zu jung fürs Militär waren. Niemals sollten sie für Gott, Vaterland oder einen wilhelminischen Popanz töten. Und schon gar nicht dafür sterben.

Der Rüffel des Vaters sorgte für Ruhe am Tisch. Lustlos löffelten die Jungen das undefinierbare Essen. Ohne Öl, Fleisch und anderes Gemüse blieb die Steckrübenmahlzeit extrem kalorienarm, dünn. Alfred und Rudi hatten das Glück, dass sie das alles zwischendurch vergessen konnten. Anders als die erschöpften und zermürbten Eltern.

Die Monotonie des Speiseplans, die Härte des Alltags, die Hartnäckigkeit des Winters. Mit Minustemperaturen krallte er sich am März fest. Anstatt den bunten Frühlingsboten auf den Wiesen Platz zu machen, klebte er jeden Morgen seine Eisblumen an die Fensterscheiben. Die Nerven der Menschen waren genauso geschunden wie ihre Kleidung. Und keine Besserung in Sicht. Bestenfalls ein paar Hoffnungsschimmer. Vor ein paar Tagen hatte das Deutsche Reich Frieden geschlossen mit Russland. Im Februar hatten die Deutschen und Österreicher mit der Ukraine einen Brotfrieden vereinbart. Blieb zu hoffen, dass das Wort hielt, was es versprach. Brot und Frieden für beide Seiten.

Die Zechen im Ruhrpott standen unter Dampf. Wilhelm Villis war Bergmann wie seine Brüder wie sein Vater wie sein Schwager wie alle. Hundert Millionen Tonnen Kohle pro Jahr zogen die Fördertürme nach oben. Und das, obwohl viele Kumpel den tiefen Schacht gegen den Schützengraben eingetauscht hatten. Die Soldaten fraßen den Dreck an der Front, die Bergleute unter Tage. „Bei uns klebt weniger Blut dran“, sagte Wilhelm.

Wäre das Volk nicht so erschöpft gewesen, hätte es endlich rebelliert. Gegen diesen alle menschlichen Werte verachtenden Krieg, gegen das unsinnige Schlachten und Sterben, gegen die Arroganz der Mächtigen, die den fruchtbaren Nährboden für all das schaffte.

„Wir schlucken unsere Wut runter, dann haben wir wenigstens etwas im Magen“, sagte Wilhelm manchmal. Leise. Irgendwo hatte er gelesen, dass die Leute in den Großstädten keine Trauerkleidung tragen durften, wenn ihr Sohn im Feld gefallen war. Das würde die Stimmung nur noch weiter drücken, hieß es von behördlicher Seite. Wut. Die kleinen Kinder macht der Hunger kaputt, die großen ein Geschoss. Und die Eltern sollen so tun, als habe der Gram sie nicht längst zerfressen.

„Wir gehen zu Katze.“

Die Eltern waren froh, wenn der Große den jüngeren Bruder unter seine Fittiche nahm. Alfred überragte die Gleichaltrigen und ging für dreizehn durch. Beim Armdrücken auf der Schulbank hatte er schon manch einem Aufschneider aus der höheren Klasse Respekt eingeflößt. Für Rudi war Alfred ein starker und verlässlicher Freund. Solange er sich bei ihm anhängte, konnte ihm nichts Schlimmes widerfahren.

Die beiden trafen sich fast täglich mit Heinrich Waimann aus der Cottenburgschlucht. Die „Schlucht“ war ein schmaler, unbefestigter Weg. Auf der einen Seite ging es steil hoch in den kleinen Wald. Auf der anderen klebten sechs, sieben Häuser eng aneinander. Dort, wo sich der Weg ins freie Feld verlor, begann das Gelände der Pferderennbahn mit ihren natürlich gewachsenen Hindernissen. Bis Kriegsbeginn hatten dort regelmäßig sportliche und gesellschaftliche Großereignisse stattgefunden.

So richtig hell wurde es in der Cottenburgschlucht nie und am wenigsten für Heinrich und seine Mutter. Vor einem halben Jahr erreichte sie die Nachricht vom Heldentod des Vaters. Der Bergmann Richard Waimann war ein letztes Mal unter die Erde gegangen, diesmal nicht tief, anderthalb Meter vielleicht, aber für immer. Eine Halbwaise und eine Kriegerwitwe mehr.

Wegen seiner beträchtlichen Katzengoldsammlung hieß Heinrich für jeden nur Katze. Er besaß die meisten und die prächtigsten Stücke. Seinen größten Schatz konnte der Dreizehnjährige kaum mit einer Hand halten.

Alle Söhne und Töchter von Bergmännern sammelten ein paar dieser goldschimmernden Brocken. Unter Tage lagerten Unmengen davon. Pyrit oder Schwefelkies hießen sie bei den Mineraliensammlern. Manche sprachen dem Pyrit heilende Kräfte zu und schworen bei Arthritis und Ischias-Schmerzen darauf.

Für die Kumpel war Katzengold wertloses Zeug. Nach der Schicht kramten sie hin und wieder einen hühnereigroßen Klumpen aus der Arbeitstasche. Den übergaben sie ihren Kindern wie eine Kastanie, die sie auf dem Nachhauseweg beiläufig aufgelesen hatten. Man bedankte sich brav und packte den Brocken zu den anderen in den Karton unter dem Bett.

Bei Heinrich war das anders, er hegte seine Sammlung wie andere Jungen Zinnsoldaten oder die Mädchen ihre Puppe.

Sein Vater Richard hatte ihm bis zur Einberufung täglich ein Stück Katzengold aus der fünfhundert Meter tiefen Unterwelt mitgebracht. „Mit einem schönen Gruß vom Berggeist. Er lässt dir ausrichten, du sollst in der Schule tüchtig lernen, damit du später dein Geld bei Tageslicht verdienst und nicht ein Leben lang wie dein Alter im Dunkeln wühlst.“

Das war das Ziel vieler Familien: Die Kinder sollten nicht im Dreck rumkratzen, Gefahren eingehen und ihre Gesundheit riskieren. So stolz der Bergmann auf seine Arbeit war, so wenig wünschte er, dass der Sohn ihm nacheiferte. „Wenn du dich nicht rechtzeitig vom Bergbau abwendest, verfällst du ihm“, hatte Richard seinen Sohn gewarnt.

Dabei war es nicht die Plackerei, die Richard Waimann zu schaffen gemacht hatte. „Kohle, Staub und Hitze sind die kleinsten Feinde unter Tage“, hatte er immer gesagt. „Und an die unmenschliche Schufterei gewöhnst du dich.“

Es war die Angst. Beim Einsteigen in den Förderkorb verbiss sie sich in seinem Nacken und ließ erst wieder locker, wenn er zum Schichtende in der Schwarzkaue seine schmutzige Kleidung auszog.

Arbeitslumpen nannte er sie.

Als Kind hatte Richard Waimann die Geschichten von den Grubenunglücken gehört. Acht Tote in Recklinghausen, neununddreißig Leichen in Dortmund, in Frankreich waren es mal über tausend.

Einmal, um die Jahrhundertwende, hatte es Richards Familie getroffen. Onkel Hermann war unter der Erde nach einer Schlagwetterexplosion erbärmlich krepirt. Erst lebte er noch. Die Kumpel, darunter Vater, Bruder und Schwager, bekamen ihn einigermaßen freigeschaufelt. Doch ein Fuß klemmte fest zwischen Gesteinsbrocken. Als die Sanitäter eintrafen, halluzinierte Onkel Hermann schon und kehrte nur noch sekundenweise in die schwarze Steinkohlewelt zurück. Fuß und Unterschenkel waren nicht zu retten, aber vielleicht der Mensch. Es musste schnell gehen, denn der Streb drohte weiter einzubrechen. In ihrer Verzweiflung griffen die Männer zum Fuchsschwanz.

Ob der Onkel an den Schmerzen, am Entsetzen oder am Blutverlust gestorben ist, hat später keiner herauszufinden gewagt. Niemand reinigte den wahren Kern der Geschichte vom Kohlenstaub der schauerlichen Übertreibungen. In die Familienchronik ging Onkel Hermann als der tapfere Hauer ein, dem sie mit achtundzwanzig das Bein abgesägt hatten. Ohne Betäubung und ohne Erfolg.

Die Erwachsenen waren damals bald wieder im Normaltempo durch die Mühen des Alltags geschritten. Anfangs mehr gebückt als sonst, später fand der einbeinige Onkel kaum noch Erwähnung. Außer in Richards Kopf. Die Vorstellung von der Säge, die sich durch Haut, Fleisch und Knochen fraß, hatte in sein junges Leben eine tiefe Angstfurche gerissen, die er ein paar Jahre später provisorisch zuschütten musste. Denn es gab für seinen Broterwerb nichts als den Beruf des Bergmanns. Richard wollte das nie, aber der Vater hatte es so bestimmt. „Keine Flausen!“

Also fuhr Richard in die Grube ein und schuftete wie jeder. Die Bergleute waren kräftig, mit drahtigen Oberarmen, die schweres Werkzeug gegen massives Material schlugen. Der moderne Drucklufthammer machte die Arbeit nicht leichter, nur effizienter. „So ein Ding wiegt seine zehn Kilo, die musst du erst mal im Liegen gegen

das Flöz stemmen“, waren sich die Bergmänner einig, dass ihnen der technische Fortschritt den Körpereinsatz nicht abnahm. Richard war zufrieden mit seinem Tagewerk, wenn er die schweren Loren mit den Steinkohlebrocken zum Förderkorb bugsiierte. Weil er und die anderen Männer unten ihr Leben riskierten, rauchten oben die Schornsteine. Und alle hatten einen warmen Arsch.

Richard gewöhnte sich an die Arbeit, aber nie an die Angst. Sie blieb sein Begleiter. Darüber reden konnte er mit niemandem. Die Kumpel gaben sich rau und hart wie das Leben. Sie waren aus anderem Holze geschnitzt, aus anderem Granit gemeißelt. Wenn ihre Mädchen von den Gefahren sprachen, kehrten die Kerle den starken Macker raus, priesen die Kameradschaft, einer für den anderen, alle zusammen. Nein, Mädchen, sorgt euch nicht. Eure Männer beherrschen mit Schlägel und Eisen den Stollen. Gegen die Dunkelheit hilft die Karbidlampe, der Steiger zeigt den Weg. Und er hat sein helles Licht bei der Nacht, und er hat sein helles Licht bei der Nacht schon angezünd't, schon angezünd't.

Seinem Sohn, den die Freunde nur Katze nannten, wollte Richard die ewige Fortsetzung der Familientradition ersparen. Vater im Pütt, Opa im Pütt, Uropa im Pütt, viele verschütt. Was Besseres sollte Heinrich werden. Vielleicht Schriftsetzer in einer Druckerei oder Elektriker. „Bevor ich meinen Jungen auf die Zeche schicke, hacke ich ihm lieber eine Hand ab“, hatte Richard auf der Taufe seines einzigen Kindes gesagt.

Das war 1905 und jetzt dreizehn Jahre her. Die Gäste schwiegen damals. Alle dachten wie Richard und alle wussten, dass es einmal anders kommen würde. Den Beruf des Bergmanns vererbt man im Ruhrpott wie die Haarfarbe. Da machse nix, sagen die Leute.

1916, zwei Jahre nach Kriegsausbruch, riefen Vaterland, Kaiser und Ehre Richard zu den Waffen. Die nationale Selbstüberschätzung war inzwischen abgeklungen, aber das von Menschenhand provozierte Stahlgewitter tobte noch immer über die Schlachtfelder. Auf die Angst im Bergwerk folgte die Angst vor den Schrapnells und Tanks. Ein schlechter Tausch, wie Richard bald klar wurde. Der Auswurf des Krieges sind keine Helden. Sondern Leichen, Witwen und Waisen.

Als Richard den Kriegsdienst antrat und seine schäbige

Bergmannskleidung gegen eine schlecht sitzende Uniform eintauschte, da ahnte Heinrich, dass sein Vater der Katzensammler nie wieder etwas hinzufügen würde. Er betrachtete sie als fertig. Ein für alle Mal abgeschlossen war besser als ewig unvollendet. Den Ausdruck hatte er mal aufgeschnappt. Der Lehrer hatte von dem Werk eines berühmten Komponisten gesprochen, das unvollendet geblieben war. Heinrichs Sammlung sollte kein Fragment sein. Sie erzählte eine Vater-Sohn-Geschichte, die mit Richards Einberufung ihre dramatische Wendung nahm und kurz danach an der Front ein jähes Ende fand. Grausamer Tod, aber vollendete Sammlung.

Andere Bergleute, die von Heinrichs Begeisterung für Katzensammler wussten, ließen dem Halbwaisen über ihre Kinder neue Stücke zukommen. Der Junge lehnte ab. Jede Ergänzung seiner Sammlung wäre für ihn ein Verrat am Vater gewesen. Katze arrangierte seinen Schatz im Schuppen hinter dem Haus: Mit seinen Freunden Rudi und Alfred verbrachte er Stunden vor dem Regal, das sein Vater aus abgetretenen Fußbodenbrettern gebaut – „zusammengekloppt“ – hatte.

Katze besaß ein koloriertes Foto aus Südamerika. Es zeigte einen würfelförmigen Katzensammlerbrocken mit spiegelglatten Seitenflächen. Wie pures Gold glänzte der Pyrit-Quader in einer groben Männerpranke, die er rechts und links überragte. Katze hatte das Bild mit einem Nagel am Regal befestigt. Später wollte er nach Peru reisen, um ein solches Prachtstück zu finden und in den eigenen Händen zu halten. Ja, nach Peru! Dorthin zog es ihn.

Einen so imposanten Klumpen hatte sein Vater nie aus den Tiefen des Ruhrgebietes gehauen. Das Katzensammler des Ruhrpotts war wie die Menschen hier: unauffällig, bloß kein Protz. Eher ein feines Funkeln als ein strahlender Schein. Einen halben Kilometer unter Castrop hatte der Pyrit keine goldigen Würfel geformt. Er war eher auf das Gestein gehaucht oder gesprenkelt. So nahmen ihn die Bergmänner wahr: Glitzerpunkte im schlackegrauen Gestein. Im Schein der Grubenlampe inszeniert sich unter Tage eine märchenhafte Schönheit, die oben aber eher an Firlefanz und Tand als an wertvolle Schätze erinnert.

„Unser Katzensammler sieht aus, als hätte ein geiziger Pastor mit seinem Weihwasserwedel ein kleines bisschen Edelmetall in der Grube